

Carina Bergfeldt

Ein guter Tag zum Sterben

*Was 276 Hinrichtungen einen Gefängnispastor
über das Leben gelehrt haben*



Aus dem Schwedischen von
Antje Rieck-Blankenburg

CARINA BERGFELDT

***EIN GUTER TAG ZUM
STERBEN***

*WAS 276 HINRICHTUNGEN EINEN
GEFÄNGNISPASTOR ÜBER DAS LEBEN
GELEHRT HABEN*

Originaltitel: *En bra dag att dö* (Forum, Sweden, 2023)
Autor:in: Carina Bergfeldt
©2025 by Kommode Verlag, Zürich

Übersetzung: Antje Rieck-Blankenburg
Lektorat: Gabriella Gava
Korrektur: Patrick Schär / torat.ch
Titelbild, Gestaltung und Satz: Anneka Beatty
Druck: Druckhaus Sportflieger

ISBN 978-3-905574-54-8

Verlag
Kommode Verlag
Stampfenbachstrasse 32, CH-8006 Zürich
+41 79 246 59 14
produktsicherheit@kommode-verlag.ch
www.kommode-verlag.ch/produktsicherheit

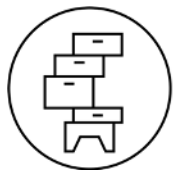
Produktsicherheit
Verantwortliche Person gemäss EU-Verordnung
2023/988 (GPSR):
GVA Gemeinsame Verlagsauslieferung
Göttingen GmbH Co. KG
Postfach 2021, D-37010 Göttingen
+49 551 384 200 0
info@gva-verlage.de

CARINA BERGFELDT

EIN GUTER TAG ZUM STERBEN

*WAS 276 HINRICHTUNGEN EINEN
GEFÄNGNISPASTOR ÜBER DAS LEBEN
GELEHRT HABEN*

Aus dem Schwedischen von
Antje Rieck-Blankenburg



Kommode
Verlag

INHALT

Unser letztes Gespräch Dezember 2021

Unser erstes Gespräch Juli 2014

Als Gefängnispastor war ich zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr Mittelmaß. September 1995

Ich weiß noch, dass ich dachte: Jetzt wissen alle auf der ganzen Welt, wie arm wir sind. 1941 – 1956

Ich wusste tief in meinem Herzen, dass ich Gott dienen wollte, aber da war auch dieses Begehren. 1966 – 1967

Man muss in der Lage sein, mit sich selbst zurechtzukommen, das ist universell. Ob man an Gott glaubt oder nicht. 1967 – 1973

Ich wollte ihr ein wenig Hoffnung schenken, obwohl ich wusste, dass es keine Hoffnung gab. 1974 – 1980

Ich hatte Gott verraten, und ich konnte mit niemandem darüber reden. 1981 – 1984

Ich schüttelte die Wut ab, schaute nach vorn, akzeptierte meine Situation und war zufrieden. 1984 – 1995

In dem Moment, als er starb, war ich enorm erleichtert. 1995 – 1996

Sie schauen mir in die Augen, gestehen Übergriffe an Kindern, Vergewaltigungen und Morde, und ich darf mit

niemandem darüber sprechen. 1997

Ich glaube, es ist wichtig, zu verzeihen, um ein bestmögliches Leben zu führen. 1998

Ich wusste, was man zu Männern sagt, die sterben würden, aber nicht zu Männern, die vergewaltigt worden waren. 1998 - 1999

Im Lauf der Jahre, in denen sie mehrfach Berufung einlegen und die Debatten über die Todesstrafe verfolgen, verwandeln sie sich gedanklich selbst in Opfer. 1999

Man muss ins tiefste Dunkel hinabsteigen, um im Leben weiterzukommen. 1999

Jedes Mal, wenn unsere Regierung im Namen der Gerechtigkeit tötet, werden wir alle erniedrigt. 2000

Ich vermisste das Zusammensein mit den Häftlingen, denn es gab so vieles, was ich mit den hinterbliebenen Opfern nicht tun konnte. 2000

Die Menschen haben sich verändert. Jetzt denken alle nur noch an sich selbst. 2001

Als Christ hatte ich nie Angst vor dem Tod. Mich beunruhigt eher, was man bis zum Tod durchleben muss. 2002 - 2012

Sie akzeptierten mich, obwohl ich nicht damit gerechnet hatte, akzeptiert zu werden. 2012 - 2019

Sosehr man auch versucht, sein Leben eigenmächtig zu lenken, es gelingt einem nicht, und es wird einem auch

nie_gelingen. 2019 – 2022

Nachwort

Danksagung

Für Jim.

Danke, dass Sie mir von Ihrem Leben erzählt haben.

Unser letztes Gespräch

Dezember 2021

»Vielleicht sollten Sie mit der Veröffentlichung dieses Textes bis nach meinem Tod warten.«

Ich werfe einen raschen Blick auf das Diktiergerät, um zu prüfen, ob es auch wirklich eingeschaltet ist. Ich weiß nicht, warum es mir auf einmal so wichtig erscheint, das Gespräch aufzuzeichnen. Dann schaue ich ihn in seinem braunen Ledersessel an, in dem er nun schon seit Stunden sitzt, tagein, tagaus, umgeben vom Weihnachtsschmuck, den seine Ehefrau im ganzen Haus aufgehängt hat. Allein schon in dem Raum, in dem wir uns befinden, zähle ich neun Plastikweihnachtsbäume in verschiedenen Größen.

Warum sagen Sie das?

Jim betrachtet das Holzkreuz an der Wand – ein Häftling hat es für ihn gefertigt, wie er schon mehrfach betont hat – und hält inne, bevor er antwortet.

»Ich bin ein Gottesmann. All das Vertrauen, das ich missbraucht habe, all die Dinge, die ich getan habe, alles, was ich Ihnen erzählt habe. Ich bin mir nicht sicher, wie die Leute das aufnehmen werden. Ich denke nur, dass es vielleicht besser wäre, wenn ich dann, wenn alles öffentlich wird, nicht mehr da bin.«

Unser erstes Gespräch

Juli 2014

Pastor Jim Brazzil wirft einen Blick auf die vier Pfannkuchen, die uns die Bedienung auf den Tisch stellt. Sie lugen unter einem Berg geschlagener Sahne mit Erdbeeren als Topping hervor. Die Bratkartoffeln triefen vor Fett. Der Haufen Bacon daneben ebenfalls. Dazu gibt es Rührei und ein Omelett. In unseren Bechern dampft der heiße Kaffee. Vor jedem von uns steht außerdem ein großes Glas Limonade mit Unmengen Eiswürfeln darin, wie in Texas üblich.

Er lacht auf und fragt, ob wir das wirklich alles essen wollen.

Ich versichere ihm, dass wir das schaffen werden.

Meine erste Begegnung mit Jim Brazzil findet in einem Denny's-Restaurant in der Stadt Huntsville in Texas statt. Ich arbeite gerade an einer Artikelserie mit dem Titel »Eine Woche mit dem Tod« für die schwedische Zeitung *Aftonbladet*. Als wir uns an den Tisch setzen, liegt mein Treffen mit Vaughn Ross in der Death Row des Gefängnisses Polunsky Unit gerade mal wenige Stunden zurück. Bis zu seinem Tod sind es noch sieben Tage. In der Woche vor seiner Hinrichtung wohne ich in Huntsville und treffe mich mit Menschen, die in unterschiedlichster Weise beruflich mit der Todesstrafe zu tun haben. Einer von ihnen ist der ehemalige Gefängnispastor Jim Brazzil.

Das Gespräch mit Vaughn hat mich aufgewühlt. Seit ich das Gefängnis verlassen habe, wirbeln die Gedanken nur so durch meinen Kopf. Vaughn Ross ist wegen eines Doppelmordes zum Tode verurteilt worden.

Ich erzähle dem Pastor, dass Vaughn und ich uns über Bücher unterhalten haben, er hatte gerade *Der Alchemist* von Paulo Coelho gelesen. Worauf ich entgegnete, dass ich kürzlich ein anderes Buch desselben Schriftstellers gelesen hatte: *Der Dämon und Fräulein Prym*. Es handelt von einem Mann, der den Bewohnern eines Dorfes eine Kiste voll Gold verspricht, wenn sie im Gegenzug eine Person umbringen. Ich erklärte, dass das Buch zeige, wozu Menschen unter den falschen Umständen fähig sind.

»Das möchte ich gerne lesen«, rief Vaughn aus. Dann verstummte er.

»Das hätte ich gerne gelesen«, korrigierte er sich selbst.

Jim nickt angesichts meiner Worte, er weiß, worauf ich hinauswill.

»Der Bibliothekswagen kommt nur einmal die Woche in den Todestrakt«, sagt er.

Wir wissen beide, wo Vaughn Ross in sieben Tagen sein wird. In einer Hinrichtungszelle. Der grün gestrichene Raum, der Grund, warum wir beide hier sitzen und miteinander reden. Ein Ort, den niemand aufsuchen möchte und der Jim Brazzil dennoch besser vertraut ist als den meisten anderen Menschen.

Vaughn Ross wird das Buch *Der Dämon und Fräulein Prym* nie lesen.

Jahrelang ist Pastor Jim Brazzil die letzte Person gewesen, die zum Tode verurteilten Gefängnisinsassen die Hand hielt oder mit ihnen sprach, bevor sie in die Bewusstlosigkeit sanken und starben.

Er hat bei einhundertvierundfünfzig verurteilten Mördern gesessen, die nachfolgend mit einer Giftspritze hingerichtet wurden, und sogar einer Hinrichtung mittels »Yellow Mama« – dem elektrischen Stuhl im US-Bundesstaat Alabama – beigewohnt. Im Anschluss an seine Tätigkeit als Gefängnispastor sah er von einem der

Zuschauerräume aus gemeinsam mit den Angehörigen der Opfer weitere hunderteinundzwanzig Menschen sterben. Insgesamt zweihundertsechundsiebzig.

Zwei Stunden vergehen. Die Pfannkuchen auf dem Tisch sind bis auf den letzten Bissen aufgegessen. Die Bedienung hat die letzten Krümel Bacon und Rührei weggetragen. Wir sind beide beim dritten Becher Kaffee.

Wenn man mit einem Menschen wie Jim Brazzil spricht, führt die Zeit einen Tanz mit einem auf, wie man es nur selten erlebt. In seiner Nähe ist man ganz im Hier und Jetzt. In der Gegenwart. Die Geschichten wirbeln um den Tisch herum, und man gerät in ihren Strudel. Man ist auf einmal wieder zwölf Jahre alt und erhält überraschend ein Todesurteil. Man wartet auf den Tod, will aber zugleich leben und Gott dienen, jung und neugierig auf das Leben. Man begibt sich hinter Gefängnismauern. Man befindet sich in einer Hinrichtungszelle, die Hand am Fußknöchel eines Mörders. Man hört ein letztes Geständnis. Es sind Stunden zwischen Leben und Tod. Zwischen Glauben und Hoffnung. Freude und Trauer. Erinnerungen und Geständnissen.

Er ist ein völlig unbekannter Mann. Ein konservativer Kerl aus Texas. Dennoch ziehen mich seine Worte über das Leben, das er gelebt hat, geradezu in den Bann. Eigentlich ist es Zeit zu gehen, doch keiner von uns macht Anstalten aufzustehen.

Ich stelle die Frage, von der ich annehme, dass sie die letzte des Interviews sein wird.

Inwiefern haben zweihundertsechundsiebzig Hinrichtungen Ihre eigene Sicht auf den Tod beeinflusst?

Jim Brazzil lächelt. An seinem Blick wird deutlich, dass er seine Worte genau abwägt. Kurz darauf scheint er sich

entschieden zu haben und beugt sich vor.

»Ich möchte noch etwas sagen«, erklärt er.

Was er berichtet, verändert den Fokus auf den Kontext. Er wird von einer Kontaktperson, die ich über Hintergrundinformationen zu einem Zeitungsartikel interviewe, zum Hauptprotagonisten dieses Buches. Doch das weiß noch keiner von uns beiden.

»In gewisser Weise kann ich verstehen, was sie durchmachen, die zum Tode Verurteilten. Ich leide unter Prostatakrebs und Leukämie im Endstadium. Das ist auch ein Todesurteil. Vor sieben Jahren erfuhr ich, dass ich noch fünf Jahre zu leben habe. Deshalb habe ich aufgehört, die Hinrichtungen zu begleiten. Meinem Körper geht allmählich die Kraft aus. Jetzt bin ich an der Reihe zu sterben.«

Er verstummt.

Ich ebenfalls.

Die Bedienung, die nicht ahnt, wie schlecht ihr Timing ist, kommt an den Tisch und fragt, ob wir noch mehr Kaffee möchten. Ich nicke wortlos. Sie füllt unsere Becher zum vierten Mal. Ich versuche herauszufinden, ob das, was er mir gerade erzählt hat, im Vertrauen geschah oder ob ich darüber schreiben darf.

Er antwortet, dass ich gerne darüber schreiben dürfe.

»Der Tod ist nun mal der Tod«, erklärt er. »Dieser Job hat mich gelehrt, dass die Leute ihr Leben vergeuden. Und meine Krankheit hat mich in dieser Überzeugung noch bestärkt. Damit meine ich nicht notwendigerweise die Todeskandidaten. Ich habe auch Angehörige gesehen, die bei Hinrichtungen zuschauten und seit dem Tag, als ihre Lieben starben, buchstäblich keinen Schritt mehr machen konnten. Menschen, die seit zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Jahren voller Hass vor sich hin dümmerten.«

Er verstummt und trinkt einen Schluck Kaffee, bevor er fortfährt.

»Was ich aus nahezu dreihundert Hinrichtungen gelernt habe, ist die Tatsache, dass Männer und Frauen, die eben noch lebten, von einer Minute auf die andere tot waren. Auch ich werde sterben. Und ich werde für mich dieselben Worte mitnehmen, die ich ihnen gesagt habe und die auch Sie gerne weitertragen dürfen. Nämlich, dass das Leben ein Geschenk ist. Werfen Sie es nicht weg. Machen Sie gut, was Sie wiedergutmachen können. Verzeihen Sie, was Sie verzeihen können. Und wenn Sie das getan haben, leben Sie weiter. Sei es in diesem Leben oder im nächsten.«

Zwei Stunden später ist das Frühstück, aus dem ein Mittagessen wurde, schließlich beendet. Wir stehen auf dem Parkplatz, wo wir uns darauf einigen, zum Joe-Byrd-Friedhof zu fahren. Jim Brazzil erzählt mir, dass es sein Lieblingsort in der Stadt sei und er ihn mir zeigen möchte.

Er steigt in seinen gigantischen blauen Pick-up und fährt los. Ich bleibe noch eine Weile in meinem Mietauto sitzen, um meine umherschwirrenden Gedanken zu sortieren.

Jim ist in seinem Leben mit so viel Gift konfrontiert worden. Er hat so viel Leid und Böses gesehen. Und jetzt ist sein Körper auch noch voll mit einem anderen Gift. Ich weiß natürlich, dass es nicht so funktioniert, aber ich frage mich dennoch, ob es einen Zusammenhang gibt. Zwischen dem seelischen Schaden, den er erlitten hat, und der physischen Belastung, der sein Körper ausgesetzt war. Und der gleichzeitigen Gelassenheit, die er trotz allem ausstrahlt.

Er redet über Versöhnung, aber ich will nicht verzeihen. Er spricht von Frieden, aber ich bin wütend. Er sagt, das Leben sei ein Geschenk, aber ich lebe nicht, ich überlebe nur. Er rät den Menschen, nach vorne zu schauen und weiterzugehen, aber ich selbst spüre nicht, dass ich agiere, ich reagiere nur.

Vor meinem inneren Auge sehe ich ein kleines Mädchen, das sich in der Garage seines Vaters versteckt und darauf wartet, dass sich seine Wut wieder legt. Erhobene Fäuste und das gedämpfte Geräusch von Schlägen. Eine Zehnjährige mit einem Messer in der Hand, bereit, es zu benutzen.

Es gibt Menschen in meinem Leben, denen ich niemals verzeihen werde. Außerdem macht es mich absolut wütend, dass Gott über diesen Mann, den ich gerade getroffen habe, ein Todesurteil verhängt hat.

Er hat es nicht verdient. Andere hingegen schon.

Dann tue ich etwas, das ich in all meinen Jahren als Reporterin noch nie getan habe.

Ich beuge mich über das Lenkrad und weine.

Ich weiß nicht, ob es wegen ihm ist oder wegen mir selbst.

Vielleicht wegen uns beiden.

Der Captain-Joe-Byrd-Friedhof ist heute tatsächlich einer der angenehmsten Orte in Huntsville. Lange Zeit war die Ruhestätte jedoch alles andere als angenehm, sondern eher ein von Ameisenhaufen und Unkräutern durchzogenes Schlammloch.

Der Friedhof liegt einen knappen Kilometer vom Gefängnis entfernt auf einem ruhigen Hügel am Bower Boulevard unmittelbar östlich des Sycamore Drive im älteren Teil von Huntsville. Das Gelände wurde 1855 dem damaligen Gouverneur geschenkt, und aufgrund eines Missverständnisses begann man, dort Häftlinge zu begraben. Doch nachdem der Schaden einmal angerichtet war, machte man einfach weiter. Schon seit dem Ausheben des ersten Grabes wurde dieser Ort Peckerwood Hill genannt.

Peckerwood, abgeleitet von Woodpecker (Specht); so nannte man früher die mittellosen Häftlinge. Ein

Schimpfwort, das hauptsächlich für ungebildete weiße Menschen benutzt wurde, jene, die man heute wenig schmeichelhaft als »White Trash« bezeichnet. Leute ohne Angehörige, die für ihre Gräber hätten bezahlen wollen oder können. Lästige Spechte.

Laut dem Landesrecht von Texas sollen diejenigen, die während ihres Gefängnisaufenthalts sterben, unabhängig davon, wofür sie verurteilt wurden, ein ordentliches Begräbnis erhalten, auch wenn keiner dafür aufkommt. Diese Frauen und Männer sind hier auf Peckerwood Hill gelandet, ein Ort, der heute über dreitausend Huntsville-Insassen als letzte Ruhestätte dient. Viele von ihnen liegen in Gräbern, die nicht einmal mit einem Namen versehen wurden, sondern nur mit ihrer Häftlingsnummer und einem X, das für ihre Hinrichtung steht. Doch in den 1960er-Jahren erachtete dies der zuständige Gefängnisdirektor Joe Byrd als so unwürdig, dass er an seinen freien Tagen zum Friedhof fuhr und Abhilfe schaffte. Im Lauf der Zeit bekam er Unterstützung von einer Handvoll vertrauenswürdiger Häftlinge, und gemeinsam schufen sie diesen schönen Ort, der der Friedhof heute ist. Allerdings gibt es noch immer dreihundertzwölf alte Gräber, die bislang nicht identifiziert werden konnten. Doch mittlerweile werden die Ruhestätten der ehemaligen Häftlinge mit schlichten weißen Kreuzen markiert, hergestellt von den Insassen des Gefängnisses.

Jeden Donnerstag finden Beerdigungen statt – vorausgesetzt, in der vorangegangenen Woche ist jemand gestorben – sowie auch an den Tagen nach einer Hinrichtung, sofern die Familie keinen Anspruch auf den Leichnam erhebt. Ich stehe da und ertappe mich bei dem Gedanken, dass dies ein angenehmer Ort für die ewige Ruhe wäre, als ich Jim Brazzil auf mich zukommen sehe.

»Ich hätte nichts dagegen, hier begraben zu werden«, sagt er, als könnte er in meinen Kopf hineinsehen.

Wir schlendern auf dem Friedhof umher. Jim hat hier während seiner Jahre als Gefängnispastor insgesamt

fünfhundert Menschen beerdigt. Er deutet auf die Reihen und erzählt mir von einigen, die ihm besonders in Erinnerung geblieben sind. Beschreibt das traurige Gefühl während der Begräbnisse, wenn keine Angehörigen kamen. Wenn nur er selbst und ein Repräsentant des Gefängnisses anwesend waren. Erklärt, wie unwürdig es ihm erschien, wenn der Verstorbene niemanden hatte, der um ihn trauerte, auch wenn der Pastor oftmals verstehen konnte, dass ihm sowohl die Verwandtschaft als auch die Gesellschaft den Rücken gekehrt hatte.

Jim erzählt mir von einem Trauergottesdienst für einen Mann, der im Gefängnis gestorben war. Nur wenige Leute waren gekommen. Da der Mann nicht zum Tode verurteilt worden war, sondern in einer anderen Abteilung eingesperrt hatte, war Jim ihm nie begegnet. Er lud die um das Grab versammelten Menschen dazu ein, gern ein paar Worte über den Mann im Sarg zu äußern, wenn ihnen danach sei. Woraufhin betretenes Schweigen herrschte. Schließlich trat ein junger Mann vor und schaute hinunter ins Grab.

»Der einzige Grund, warum ich hier bin, ist, um sicherzugehen, dass dieses Arschloch auch wirklich tot ist. Er war mein Vater und hat sich an mir vergriffen«, erklärte der Mann.

In Gedanken male ich mir immer wieder die Beerdigung meines eigenen Vaters aus. Dass ich in der Kirche vortrete, mich an das Rednerpult stelle und ihn mit der skrupellosesten Abschiedsrede aller Zeiten verbal in Stücke reiße. Ich träume schon seit Jahren davon. Inzwischen sogar seit Jahrzehnten.

Jim Brazzil schaut mich an.

»Wirklich?«

Er fragt nicht weiter nach. Was auch nicht nötig ist. Für einen kurzen Moment spüre ich, wie leicht es ist, ihm

Dinge anzuvertrauen, die man eigentlich gar nicht preisgeben wollte, und wie befreiend es ist, nichts als pures Mitgefühl zu empfangen, nachdem man sich etwas Beschämendes von der Seele geredet hat.

Jim Brazzil wandert weiter, deutet auf ein anderes Grab, erinnert sich an eine weitere Beerdigung. Als die Zeremonie beendet war, stürzte ein kleiner drei- oder vierjähriger Junge vor, zog die Hosen herunter und pinkelte auf den Sarg.

»Ich war völlig sprachlos, doch niemand in der Familie machte irgendwelche Anstalten, ihn aufzuhalten. Was klar und deutlich zeigte, dass keiner der Angehörigen besonders warmherzige Gefühle für den Großvater des Jungen hegte, der dort unten lag. Am liebsten hätten sie wohl alle auf sein Grab gepinkelt.«

Jim Brazzil setzt seine Wanderung zwischen den Grabsteinen fort. Deutet auf sieben Reihen mit jeweils zwölf Kreuzen. Erklärt, dass er alle, die dort unten liegen, eigenhändig begraben hat. Er erinnert sich noch an den einen Tag, als ein heftiger Schneesturm tobte und er fünf Beerdigungen hielt. Kein einziger Angehöriger der fünf Männer war anwesend. Jim Brazzil fuhr auf den Friedhof und hörte den Sturm draußen vor der Windschutzscheibe heulen. Der ihn begleitende Gefängnisdirektor riet ihm, sich nicht ins Unwetter hinauszubegeben, sondern den Trauergottesdienst stattdessen im Auto zu halten.

Der Pastor schüttelt angesichts dieser Erinnerung den Kopf.

»Das konnte ich ihnen nicht antun.«

Wir erreichen fünf besonders alte Gräber in einer Reihe, auf deren Grabsteinen ausschließlich Frauennamen stehen. Jim Brazzil erklärt, dass diese fünf Gräber verlegt wurden. Er hatte die Exhumierungen begleitet, um die Toten zu segnen, als sie ihre neue Ruhestätte erhielten. Er deutet auf ein Grab, bittet mich jedoch, den Namen der Frau nicht zu notieren. Ihr Sarg war während der Umbettung

zerbrochen, und die Tote fiel heraus. »Es war absolut schrecklich. Auf einmal lag die Leiche offen da. Sie trug keine Kleidung, nur ein Totenhemd. Und da dieses hinuntergeglitten war, war sie nackt. Die mit der Exhumierung beauftragten Häftlinge starrten sie unverhohlen an. Schließlich sagte einer von ihnen trocken: ›Das da ist eine Pussy. So eine hab ich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Und jetzt, wo ich endlich mal eine zu Gesicht bekomme, ist die schon seit fünfzig Jahren tot – typisch.«

Der Pastor muss herzlich lachen.

»Sorry, ich kann einfach nicht anders. Dieser Vorfall war einer der grotesksten und tragikomischsten, die ich je erlebt habe.«

Er steht unter einem Baum und schaut sich um. Gräber, so weit das Auge reicht, in allen Himmelsrichtungen, keines davon mit Blumen geschmückt. So viele Menschen, allesamt in den Gefängnissen von Texas gestorben. Und nur ein paar wenige, die sie vermissen. Für einige Sekunden scheint es, als sähe er den Friedhof zum allerersten Mal.

»Es ist ein schöner Ort, wenn auch ein trauriger. Aber ich mag ihn. Ich habe schon so viel Zeit hier verbracht.«

Wir kommen zu einigen der ältesten Gräber. Fünf von ihnen weisen dasselbe Datum auf. Den 18. Februar 1924.

»Diese fünf Toten waren die ersten, die mit ›Old Sparky‹, wie wir es nennen, hingerichtet wurden. Fünf Hinrichtungen unmittelbar hintereinander. Einer nach dem anderen musste sich auf den elektrischen Stuhl setzen.«

Er deutet auf einen der Grabsteine. Der Tote heißt Melvin Johnson.

»Merkwürdig. Ich war bei der Hinrichtung eines anderen Melvin Johnson dabei.«

Die Sonne steht hoch über uns, und die Vögel zwitschern in den Bäumen. Immer wieder neue Dinge erwecken Jims Erinnerungen zum Leben. Selbst die unbarmherzig brennende Sonne. Er berichtet von einem Häftling, der nach seinem Gefangenentransport nach Huntsville aus dem Wagen stieg und in die Sonne hinaufschaute, die er seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er ließ sie für kurze Zeit seine Wangen wärmen, bevor er sich an den Pastor wandte und lächelnd sagte: »Heute ist ein guter Tag zum Sterben.«

Jim Brazzil schaut nun auch nach oben und lässt die intensiven Strahlen sein Gesicht wärmen.

»Heute wäre auch ein guter Tag zum Sterben, wenn es denn sein soll. Ich habe mit allem abgeschlossen.«

Was sagen Sie zu den Häftlingen, unmittelbar bevor sie sterben?

»Ich sage: ›Danke, dass Sie mir von Ihrem Leben erzählt haben.‹«

Plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen – seine Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Ihr Leben sollte als Buch erscheinen. Sie haben mir heute so vieles erzählt, das nicht einfach mit Ihnen verschwinden darf, wenn Sie diese Welt verlassen.

Er lacht.

»Wissen Sie eigentlich, dass ich eine Million Dollar von einer Filmproduktionsgesellschaft abgelehnt habe, die genau das vorhatte? Warner Brothers war das. Sie wollten in den 1990ern ein Buch und eine Fernsehserie über mein Leben machen. Nicht, dass mich das Geld nicht gereizt

hätte, ich hätte es weiß Gott gebrauchen können, aber sie wollten einiges verändern. Mich zu einem Helden machen. Das bin ich nicht.«

Wir verabschieden uns voneinander. Er schaut mich an und lächelt.

»Heute war ein besonderer Tag, finden Sie nicht auch? Ich habe Ihnen Dinge erzählt, über die ich noch nie zuvor gesprochen habe.«

Ich auch.

Ich fliege zurück nach Schweden.

Die Artikelserie über den Todestrakt und die Hinrichtung von Vaughn Ross wird von 2,2 Millionen Schweden gelesen – einem Viertel der Gesamtbevölkerung. Im Jahr darauf arbeite ich sie zu einem Buch um: *Noch sieben Tage zu leben*.

Aus Tagen werden Monate und schließlich Jahre. Ich schreibe weiter über Tod und Elend. Wenn ich es mir aussuchen kann, fällt meine Wahl auf Gruppenvergewaltigungen in Indien und ermordete Mädchen entlang eines Highways in Kanada. Die Dunkelheit, das Schwarze wird zu meinem Freund. Diese Arbeit liegt mir am meisten, das kann ich am besten. Ich begreife nicht recht warum, aber den Betroffenen fällt es anscheinend leicht, sich mir gegenüber zu öffnen.

Ich fliege zurück nach Texas, nur zwei Stunden von Pastor Jims Wohnort entfernt. Dort interviewe ich David Smither. Er war neun Jahre alt, als seine zwölfjährige Schwester Laura während einer Joggingrunde spurlos verschwand. Als ich David zwanzig Jahre später wiedersehe, ist ihr Mörder noch immer auf freiem Fuß. David spricht über seine Trauer nach dem Verlust seiner Schwester und wie er dadurch im Prinzip Vollwaise wurde. Wie die Trauer der Eltern dafür sorgte, dass sie ihn

vergaßen, wie er lernte, nicht mehr zu sprechen, nichts mehr zu empfinden und niemandem mehr zu vertrauen.

Als ich den Text fertig habe, biete ich ihm an, alles für ihn zu übersetzen, damit er erfährt, was ich geschrieben habe. Ich sitze ihm in einem Hotelzimmer in Texas City gegenüber und lese ihm von der Trauer, der Einsamkeit und der Ausgesetztheit dieses Kindes vor. Zum Ende hin schaut er mich an und sagt, dass sich der kleine Junge in ihm zum ersten Mal in seinem Leben verstanden und getröstet fühlt.

In dem Augenblick zerbricht etwas in mir, und auf einmal verstehe ich, warum es mich immer wieder zur Dunkelheit hinzieht. In diesem Moment, mit einem jungen Mann vor mir sitzend, dem es beim Hören meines Textes über seine Kindheit die Tränen in die Augen treibt, muss ich an meine eigene Kindheit denken. Das Mädchen, über das nie ein Text geschrieben wurde. Das Kind, das nicht getröstet wurde.

Jetzt begreife ich, warum es mich immer wieder zu den Opfern zieht. Es ist nie so, dass ich mir ihr Vertrauen erkämpfen müsste. Sie schenken es mir einfach, weil wir eine Art Seelenverwandtschaft empfinden. Und wie schon so viele Male zuvor muss ich an Jim Brazzil denken.

An seine innere Ruhe, trotz allem, was er mit sich herumträgt. An die Gnade, die er so vielen gewährt hat, die meinten, sie nicht verdient zu haben. An seine Akzeptanz, dass das Leben so ist, wie es ist, und so war, wie es war. Ich möchte auch etwas davon spüren. Von dieser Ruhe, dieser Akzeptanz, dieser Gnade. Derzeit fühlt es sich so an, als besäße ich nichts davon.

Ich lasse noch ein wenig mehr Zeit vergehen, doch schließlich kann ich nicht mehr warten. Ich muss es versuchen. Ich rufe ihn an. Er gesteht, auf meinen Anruf gewartet zu haben.

Ich kann Ihnen keine Million Dollar bieten, aber ich verspreche Ihnen, Sie nicht zu einem Helden zu machen. Könnten Sie sich dann vorstellen, mir etwas von Ihrem Leben zu erzählen?

»Ja«, antwortet er. »Das würde ich sehr gerne tun.«

Ich buche ein Flugticket und kehre nach Texas zurück.

Gegenwart

Einhundertfünfundfünfzig Mal hat er so dagesessen, Auge in Auge mit einem zum Tode verurteilten Menschen. Hat den Geschichten des Lebens in dessen allerletzten Phase gelauscht, wenn alles noch einmal hochkommt und man das Bedürfnis verspürt, sich jemandem anzuvertrauen. Einhundertfünfundfünfzig Mal war er die andere Person im Raum gewesen. Einhundertfünfundfünfzig Mal war er ich. Jetzt ist er selbst ein sterbender Mann, bereit, sein letztes Bekenntnis abzulegen.

Jetzt bin ich er. Die Person, deren Aufgabe es ist, zuzuhören.

Er ist etwas nervös. Ich bin es ebenfalls.

Wir werden zwei Wochen zusammen verbringen. Ich wohne eine halbe Stunde von seinem Haus entfernt in einem Zwei-Sterne-Motel, das Zimmer sieht mit seiner roten Auslegware und dem gelben Satin-Bettüberwurf aus wie aus einem typischen amerikanischen Film. Ich habe ein Mikrofon und ein Diktiergerät besorgt, und wir suchen nach einer geeigneten Stelle an seinem gelben Hemd, um das Mikro zu befestigen. Er liegt halb auf dem Sofa in seinem Büro, wo er seinen von der Krebsbehandlung schmerzenden Körper ausstrecken kann. Er lacht und sagt, dass es ein wenig an das Sofa beim Therapeuten erinnere.

Nicht, dass er je auf einem gelegen hätte. Sein Job bestand schließlich immer darin, der Therapeut zu sein.

Dann betätige ich zum ersten Mal die Aufnahmetaste.

»Wo soll ich anfangen?«, fragt er.

Als Gefängnispastor war ich zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr Mittelmaß.

September 1995

Der Gefängnisdirektor schaut dem neuen Pastor direkt in die Augen.

»Unser Ziel ist es, dass er stirbt. Unser Ziel ist es, ihn ruhig zu halten, bis er stirbt. Wie Sie das machen, entscheiden Sie selbst.«

Jim Brazzil erwidert den Blick seines neuen Chefs und sagt: »Okay.«

»Es handelt sich um eine äußerst entscheidende Phase«, fährt der Gefängnisdirektor fort. »Wir sind von Ihnen abhängig. Sie müssen ihn seelisch darauf vorbereiten zu sterben. Sie müssen ihn dazu bringen, mit Ihnen zu reden. Sie müssen ihn dazu bringen, Ihnen zu vertrauen. Sie müssen alles tun, was notwendig ist, um ihn ruhig zu halten. Das wird Ihr Job sein. Erledigen Sie ihn so, dass Sie seinen Bedürfnissen gerecht werden und nicht zuletzt auch unseren.«

Seit dem Anruf von Jims ehemaligem Vorgesetzten sind vier Tage vergangen. Er hatte ihn gebeten, am Montag, den 11. September 1995 um acht Uhr morgens in Huntsville zu erscheinen. Den Grund dafür hatte er nicht nennen wollen, er hatte nur erklärt, dass sie das dann persönlich besprechen würden. Und er hatte noch hinzugefügt, dass Jim Anzüge benötigen würde. Zwei Stück.

Es gibt zwar viele Gefängnisse in Texas, doch die Walls Unit ist zuständig für die Vollstreckung sämtlicher Hinrichtungen aus allen Distrikten des Bundesstaates. Im Lauf der vergangenen zweihundert Jahre hat in Texas eine Entwicklung vom Tod durch Erhängen über den

elektrischen Stuhl bis hin zum Totalverbot von Giftinjektionen stattgefunden. Von 1819 bis 1923 führten die verschiedenen Distrikte ihre eigenen Hinrichtungen mittels Erhängen durch, insgesamt dreihundertneunzig, ohne größere Einmischung durch den Staat. Im Jahr 1923 wurde beschlossen, dass sämtliche Hinrichtungen in Huntsville und mithilfe des elektrischen Stuhls stattfinden sollten. Die Handwerker, selbst Insassen des Gefängnisses, erhielten den Auftrag, diese Todesmaschine zu konstruieren, die man auf den Namen »Old Sparky« taufte. Der elektrische Stuhl tötete dreihunderteinundsechzig Häftlinge, bis am 30. Juli 1964 der dreißigjährige Joseph Johnson Jr. als letzter Mann auf diesem Stuhl starb.

Es folgten zwölf Jahre heißer Debatten. Am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, dem Supreme Court, wurde diskutiert, inwiefern die Todesstrafe bei den Verurteilten nur unnötiges Leid hervorrufe und ob sie nicht allzu willkürlich verhängt worden sei. Während der Jahre 1972 bis 1976 war die Todesstrafe rechtswidrig, und die Todesurteile der zweiundfünfzig verurteilten Männer in Texas wurden in lebenslängliche Haftstrafen umgewandelt.

Doch die Bevölkerung war nicht zufrieden. Die öffentliche Meinung hatte starkes Gewicht, und so führte der Bundesstaat im Jahr 1976 die Todesstrafe wieder ein, nachdem man die Vorschriften des Supreme Court befolgt und die Auflagen bezüglich des Verhängens der Todesstrafe und ihrer Ausführung verschärft hatte. Nun sollte die Giftspritze anstatt des elektrischen Stuhls eingesetzt werden, um das Leid der Verurteilten zu minimieren. All dies wusste Jim Brazzil. Allerdings nur vage.

»Am Montagmorgen betrat ich in einem braunen Nadelstreifenanzug mit einer gelbbraunen Krawatte das Büro meines Chefs. Er erklärte mir, dass der Pastor in der Haftanstalt Walls Unit mit sofortiger Wirkung gekündigt hatte und sie niemanden sonst wüssten, der sein Amt übernehmen könnte.«

Nachwort

Seit unserer letzten Begegnung ist ein Jahr vergangen. Inzwischen haben wir Januar 2023, und auf den Straßen von Stockholm liegt eine dicke Schneedecke. In Dallas, wo Jim wohnt, ist es sonnig und elf Grad warm.

Ich versuche schon seit einigen Tagen, ihn zu erreichen, und merke, dass mich eine gewisse Unruhe beschleicht. So viele Male befürchtete ich schon, mich zum letzten Mal von ihm verabschiedet zu haben. Aber jetzt, da das Freizeichen ertönt und sich niemand meldet, spüre ich eine zunehmende Panik darüber, dass wir womöglich doch noch nicht ganz fertig sind.

Wird man je fertig?

Jim hat es bejaht und gemeint, alles gesagt zu haben, was er sagen wollte. Zu seiner Familie. Zu Gott. Zu mir.

Er hat mir seine Lebensgeschichte mitsamt seinen Erinnerungen und Erlebnissen anvertraut, damit ich sie so pfleglich wie möglich behandle. Mag sein, dass manche, die ihm begegnet sind, die Dinge anders erinnern. Gelegentlich schmerzen seine Worte auch. Doch das war weder seine noch meine Absicht.

Habe ich ihm deutlich genug signalisiert, dass er mein Leben verändert hat? Dass unsere Gespräche über Vergebung, die anfänglich so nüchtern anmuteten, einen Samen in mein Herz gesät haben? Habe ich ihm beschrieben, wie viel weniger Wut heute in meinem Körper steckt als noch bei unserer ersten Begegnung? Und wie angenehm das ist? Habe ich ihm mitgeteilt, dass es Tage gibt, an denen ich an meinen Vater denke und eine starke Sehnsucht danach verspüre, mich mit ihm auszusprechen? Ich weiß nicht, ob das je geschehen wird, aber es tut mir

gut, an meinen Vater denken zu können, ohne dass mir schwarz vor Augen wird. Ich frage mich, ob ich Jim erzählt habe, wie gut es sich anfühlt, dass der Druck auf meinem Brustkorb nahezu verschwunden ist.

Nicht allein dank eines sterbenden Pastors aus Texas, aber die Gespräche mit Jim Brazzil waren ein Puzzleteil in einem längeren Prozess.

Ich nehme erneut den Hörer zur Hand. Gefasst darauf, ein weiteres Mal den Anrufbeantworter zu hören.

Doch diesmal meldet er sich.

Ich sage ihm, wie sehr ich mich darüber freue, dass er noch am Leben ist.

Er lacht.

Und meint, dass heute ein guter Tag zum Sterben gewesen sei, aber ein noch besserer zum Leben.

Danksagung

Jesper, danke, dass du an dieses Buch geglaubt hast, auch wenn ich es manchmal selbst nicht tat. Anna Frankl, danke für deinen Enthusiasmus. Mein Dank gebührt dem gesamten Team bei Forum mit der Verlegerin Jennie Sjögren und der Lektorin Kerstin Ödeen an der Spitze. Danke, dass ihr mein Buch und mich unter eure Fittiche genommen habt. Danke auch an meine lieben Freundinnen Katarina Bivald, Sofie Sarenbrant und Viveca Sten, die ihr meinen Text in eurer ehrlichen und wunderbaren Weise kommentiert habt. Bobbie, thank you for your prayers and love. And finally Jim. Thank you for opening your heart to me, even when it wasn't the most pleasant of memories that I dragged out of you. I am so happy that your story will live forever. As will you, in a different way. You have my love and my gratitude always.



©Kajsa Göransson

Carina Bergfeldt, geboren in Götene in Schweden, ist eine vielfach ausgezeichnete Journalistin und Moderatorin, die mehrere Jahre als internationale Reporterin für *Aftonbladet*, Schwedens größte Tageszeitung, und vier Jahre als US-amerikanische Auslandskorrespondentin für das schwedische Fernsehen gearbeitet hat. 2013 wurde ihre Reportage-Reihe über einen texanischen Todestrakt von einem Viertel der schwedischen Bevölkerung gelesen, einer der größten Erfolge des *Aftonbladet*. Das daran anknüpfende Buch *Seven Days to Live* über die weitreichenden und lebensverändernden Auswirkungen einer einzelnen Hinrichtung wurde in diverse Sprachen übersetzt. *Ein guter Tag zum Sterben* (*En bra dag att dö*,